

TANJA FREI | Das Wispern der Nacht

### *Zum Roman*

Jenna muss ihr Leben neu sortieren: Ihre Tochter hat nach dem Abi die Koffer gepackt und ist ins Ausland gereist. Eine ungewohnte Situation für die alleinerziehende Mutter. Als sie der fröhlichen Lena begegnet, freundet sie sich schnell mit ihr an. Aber es gibt etwas, das Jenna vor ihrer neuen Freundin verschweigen muss: Sie sieht Dinge, die anderen Menschen verborgen bleiben, und hat Fähigkeiten, die über die anderer Menschen hinausgehen. Lena scheint jedoch mehr über Jennas Geheimnis zu wissen, als sie vorgibt, und dieses Wissen wird gefährlich – für beide Frauen. Denn eine dunkle Macht wartet darauf, Jenna in ihre Gewalt zu bringen ...

»Spannung über 500 Seiten!«

*Süddeutsche Zeitung über Das Wispern der Angst*

### *Zur Autorin*

Tanja Frei wurde 1971 in Boston geboren und wuchs am Bodensee auf. Sie studierte Amerikanistik und Wirtschaftsgeschichte und arbeitet inzwischen seit vielen Jahren als Lektorin. Die Autorin lebt mit Mann und Zwillingen bei München. Nach *Das Wispern der Angst* ist *Das Wispern der Nacht* ihr zweiter Roman.

TANJA FREI

# Das Wispern der Nacht

Thriller

**Diana** Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 01/2015

Copyright © 2015 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Uta Rupprecht

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © Alexandre Cappellari/

Arcangel Images; Shutterstock

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35797-6

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)



*Jana und Julian –  
dieses Buch ist für euch*



»If you're gonna be bad, be bad with a purpose.  
Otherwise, you're just not worth forgiving.«

DAMON SALVATORE



## Prolog

Das erste Mal sah ich Jenna Winters an einem regnerischen Abend im Mai. Sie betrat das Colonial, einen tropfenden Schirm in der Hand, sah sich suchend um. Die langen dunklen Haare fielen ihr ins Gesicht. Langsam ging sie durch den halbdunklen Raum, entdeckte einen leeren Platz am Tresen und nickte mir höflich zu. Ich nickte zurück.

Sie war groß und schlank, vielleicht Mitte dreißig. Blaue Augen, ernste Gesichtszüge. Kein Kind von Traurigkeit, dennoch, so hatte ich gehört, ging sie wilden Partys aus dem Weg. Sie war nicht auf der Suche nach einem Gesprächspartner, nicht interessiert an mir, obwohl sie sich mir gegenüber setzte und den Mund zu einem schiefen Lächeln verzog. Jazzmusik wehte durch den Raum, erzählte von heißen Sommernächten in New Orleans. Ihre Finger klopften den Rhythmus mit, und ich hätte am liebsten meine Hand über ihre gelegt und gefragt, warum es so lange gedauert hatte, bis sie den Weg hierher fand. Doch ich sagte nichts, traute meiner Stimme nicht. Ich hätte mich nur verraten.

Eine halbe Stunde später hatte sie einen Whisky und ein Glas Wasser getrunken und rutschte vom Barhocker. Bewundernde Blicke folgten ihr, aber sie beachtete niemanden.

Wir hatten kein Wort miteinander gesprochen, doch als die Tür hinter ihr zufiel, merkte ich, wie meine Hände zitterten.

\* \* \*

Regentropfen rannen ihr übers Gesicht, hinterließen dunkle Flecken auf ihrer Jacke. Jenna Winters stand vor dem großen, alten Baum auf dem Münchner Waldfriedhof, Seelenbaum nannte man ihn. Der Stamm war mit unzähligen Zetteln übersät, ein Ort für Botschaften an all jene, die nicht mehr Teil dieser Welt waren, an die man dachte, ohne eine Grabstätte zu haben. Die keine Blumen brauchten, aber Worte, Bilder, ein Gedicht ... Einmal im Monat kam Jenna Winters hierher. »Wir geben nicht auf«, flüsterte sie und steckte den kleinen gerollten Zettel fest.

# 1

MÜNCHEN, FREITAG, 17. AUGUST

Die Abenddämmerung senkte sich über die Stadt. Der Himmel leuchtete in einem Kaleidoskop aus Lila und Blau und Orange, am östlichen Horizont stand schon der Abendstern und blinkte harmlos. Der Tag war heiß und stickig gewesen, und Jenna Winters hatte ihn, wie schon die ganze Woche, zu Hause in ihrem Arbeitszimmer verbracht. Wenigstens saß sie heute nicht vor dem Rechner, sondern hatte einen Block auf den Knien und zeichnete. Ein gutes Dutzend Männchen versuchten, sich in den papierenen, aber reißenden Fluten der Isar über Wasser zu halten.

Jenna hatte ihren bequemen Sessel vors weit geöffnete Fenster gezogen, sich darin niedergelassen und die Füße gegen das Fensterbrett gestemmt. Hinter ihr summt der Ventilator, neben ihr auf dem Boden stand eine Flasche Mineralwasser. So ließ sich auch als Grafikerin der Sommer mitten in der Stadt aushalten.

Stimmengewirr brandete zu ihr herauf. Die Sonnenanbeter kamen aus den Freibädern oder von den Seen zurück, Einkäufe wurden noch schnell erledigt. Von irgendwoher – vermutlich der Studenten-WG im zweiten Stock – roch es nach Grillkohle und Würstchen.

Jenna legte den Kopf in den Nacken. Sie hatte sich in diesem Sommer bisher nur selten ins lebhafte Treiben der Stadt gemischt. Sie genoss die Stille, auch die gelegentliche

Einsamkeit. In diesem Sommer war sie allein, und das war gut so.

Jennas Tochter Kim war achtzehn Jahre alt, sie hatte vor einem Monat Abitur gemacht und sich auf einer schottischen Insel einen Job gesucht. Nun war sie seit zwei Wochen fort, meldete sich hin und wieder per Skype, und Jenna hatte sich noch nicht daran gewöhnt, dass sie in ihrer Wohnung im Westend von niemandem erwartet wurde.

Mit einem Seufzer legte sie den Zeichenblock auf den Boden, stand auf und tappte auf bloßen Füßen in die Küche. Sie warf einen Blick in den Kühlschrank. Ein paar Tomaten und Oliven, ein Stück Mozzarella ... für alles andere war es zu heiß. Mit dem Teller in der einen und einer Gabel in der anderen Hand stand sie kurz darauf auf ihrem kleinen Balkon, der auf den Innenhof des Mietshauses hinausging und von einer großen Linde beschattet wurde. Ihr Handy bimmelte kurz, und Jenna ging hinein, stellte den Teller in die Spüle.

»Du musst mal raus. Na los!« Kims SMS war knapp und eindeutig.

Warum eigentlich nicht?, dachte sie, genug gearbeitet habe ich für heute. Sie schlüpfte in ein paar hochhackige Sandalen und griff nach ihrer Tasche.

Eine halbe Stunde später betrat Jenna eine der zahlreichen Strandbars an der Isar. Das Gelände in der Nähe der Corneliusbrücke war gut besucht, die Kellnerinnen trugen tablettweise Cocktails vorbei, das Rauschen des Flusses und der Sand, den hilfreiche Geister zu Beginn des Sommers aufgeschüttet hatten, verbreiteten ein mediterranes Flair. Das Gelände wurde begrenzt durch lodernde Fackeln, die im Boden steckten. Jenna

schloss die Augen, lehnte sich zurück und nippte mit verklärtem Gesichtsausdruck an einem Mint Julep.

»Die Juleps macht man mit Bourbon, nicht mit Scotch«, hörte sie eine empörte Stimme ein paar Meter weiter. Innerlich grinste sie. Die Barkeeperin faltete einen ihrer Kollegen zusammen.

»Bitte entschuldigen Sie das Versehen.« Jetzt befand sich die Stimme direkt vor ihr.

Jenna richtete sich in ihrem Sessel auf und musterte die Frau, die sonst hinter der Bar stand. Anscheinend hatte sie gerade einen Moment, in dem niemand ihr eine Bestellung zurief. »Ist nicht so schlimm. Schmeckt auch gar nicht schlecht«, winkte Jenna ab. »Ich nehm nachher noch einen. Mit Bourbon!« Sie grinste. »Aber das ist dann der letzte. Ich muss schließlich noch zur U-Bahn finden.«

»Versuchen Sie es mit einem Whisky Sour«, riet die Barkeeperin und lächelte wissend. »Davon bekommt man garantiert keinen Kater.«

»Versprochen?«, fragte Jenna, erhob sich und stöckelte die paar Schritte vor zur Bar.

»Pfadfinderehrenwort«, sagte die andere und reichte zwei Minuten später einen Drink über den Tresen. »Ich bin übrigens Lena.«

Sorgfältig wischte Lena die Ablage und das Wasserbecken sauber, dann stützte sie sich mit den Ellbogen auf den Tresen.

Sie war klein und hatte kurzes rötliches Haar, eine Stupsnase und ein ansteckendes Lächeln. Es dauerte nicht lange, und sie und Jenna waren in eine Analyse der anwesenden Männer vertieft. Jenna trank entgegen ihrem Entschluss einen zweiten Whisky Sour, Lena mixte Drinks und redete und mixte und redete, und als irgendwann die Ansage kam – »Letzte

Runde!« –, war es Jenna, als würden sie sich schon ewig kennen. Die Barkeeperin mochte zehn Jahre jünger sein als sie, doch wenn man ihren Geschichten Glauben schenken durfte, dann hatte sie in ihrem jungen Leben schon so viel gesehen, dass es für mindestens drei weitere gereicht hätte.

Dass sie sich gegenseitig versicherten, den Abend zu wiederholen, war selbstverständlich. »Ich hab mich schon lange nicht mehr so amüsiert«, sagte Jenna lächelnd und machte sich auf den Heimweg. Am Hauptbahnhof stieg sie aus, fuhr die Rolltreppen hinauf in die Halle, ging langsam an den leeren Gleisen vorbei und auf der anderen Seite des Bahnhofs wieder hinunter zur U5. Es war mittlerweile Viertel nach eins, und immer noch kamen ihr Scharen von Nachtschwärmern entgegen.

Leicht beschwipst setzte sie sich beim Hinunterfahren auf die Stufen der Rolltreppe und fragte sich, warum alle Welt eigentlich immer stand ... sie selbst inklusive. »Weil du, liebe Jenna, immer brav das tust, was von dir erwartet wird«, gab sie sich gleich selbst die Antwort. »Du sorgst für dich und deine Tochter, gehst einem geregelten Job nach und betrinkst dich äußerst selten. Wie man das eben so macht.« Den letzten Satz murmelte sie halblaut und rutschte zur Seite, als sich mehrere Leute an ihr vorbeidrängten und sie entweder empört oder mitleidig anstarrten. Einem rebellischen Impuls nachgebend, streckte sie ihnen die Zunge heraus, erhob sich dann aber halbwegs elegant auf den High Heels, um nicht vom Spalt am unteren Ende der Treppe eingezogen zu werden.

Eine Viertelstunde später trat Jenna an der Haltestelle Friedenheimer Straße auf den Bahnsteig hinaus, die Türen schlossen sich hinter ihr mit einem Zischen. Fast lautlos verließ die U-Bahn den Bahnhof und verschwand in der Nacht.

Das Summen verklang, der Luftzug wirbelte noch Papierschnipsel durch die Station. Jenna ging nach draußen, die Hände in den Hosentaschen vergraben. Ihre Finger schlossen sich um den kleinen Stein, den sie immer bei sich trug. Er war warm und schmiegte sich in ihre Handfläche wie ein Vertrauter.

Zu Hause angekommen war sie selbst zum Grübeln zu müde. Der Alkohol und die Hitze forderten ihren Tribut. Etwas unsicher stieg Jenna die knarrenden Stufen hinauf in den dritten Stock, zog sich schon im Flur aus, schminkte sich mit mechanischen Bewegungen ab, putzte sich die Zähne, stolperte ins Schlafzimmer und stellte den Wecker auf acht Uhr. Gähnend öffnete sie das Fenster weit, zog die Vorhänge zu und fiel ins Bett.

Draußen huschte ein Schatten mit katzenhafter Geschmeidigkeit durch die Straße. Er war der Frau mit den langen schwarzen Haaren und dem ernsten Gesicht gefolgt. Vor dem Haus in der Friedenheimer Straße blieb er stehen und hob die Hand. An der dunkelrot gestrichenen Haustür erschien ein handtellergroßes Zeichen, leuchtete auf und verblasste wieder.

Mit einem maliziösen Lächeln betrachtete er sein Werk, dann rannte er rasch davon und verschmolz mit der Dunkelheit.

SAMSTAG, 18. AUGUST

Die Sonnenstrahlen, die sich durch die Vorhänge stahlen, kitzelten Jenna lange vor dem Wecker wach. Sie öffnete ein Auge, stöhnte angesichts der 6:41 auf dem Display und drehte

sich seufzend um. Die kleine Flasche Mineralwasser, die immer am Bett stand, war schon leer.

Aufstehen und eine neue holen? Zu viel Aufwand.

Jenna befahl sich, noch eine Stunde weiterzuschlafen. Unruhig wälzte sie sich auf der Decke hin und her, der Schlaf wollte sich nicht mehr einstellen. Um kurz vor acht gab sie auf. Noch nicht richtig wach tappte sie auf bloßen Füßen in die Küche, trank ein großes Glas Wasser und machte sich einen ersten Cappuccino. Ohne Kaffee war sie nicht zu gebrauchen, daran hatte sie – und ihre Umwelt – sich gewöhnt. Mit einem wohligen Seufzer lehnte sie sich an die Küchenzeile und versenkte drei Stück Würfelzucker in ihrem Kaffee. Jetzt konnte der Tag anfangen und machen, was er wollte.

Das Schwarz-Weiß-Foto von Kim in dem schmalen roten Rahmen, das sie auf dem Kühlschrank platziert hatte, lachte sie an. Heute Abend reden wir wieder, versprach Jenna ihrer Tochter und lächelte. »Aber vorher muss ich mich mit dem Filmfritzen aus Berlin herumschlagen«, murmelte sie dann halblaut. Sie arbeitete für eine Werbeagentur im Glockenbachviertel. Heute würde es darum gehen, die Werbemaßnahmen für das neue Projekt einer Berliner Filmfirma zu besprechen. Da Jenna mit einer Serie von animierten Comics den Kunden an Land gezogen hatte, durfte – oder musste – sie dabei sein. Mit der Tasse in der Hand wanderte sie durch die Wohnung, öffnete für einen Moment die Tür zu Kims Zimmer. Das Bett war gemacht und frisch bezogen, nur der bisher stets präsente Teddy fehlte. Den hatte Kim mitgenommen, genauso wie ihren Laptop. Ansonsten wirkte das Zimmer wie immer, ein typisches Mädchenzimmer. Die Harry-Potter-Reihe und die Edelstein-Trilogie im Regal, ein Vampire-Diaries-Plakat an der Wand mit dem Spruch *There's no such thing as a*

*bad idea. Only poorly executed awesome ones*, eine Tagesdecke mit blaugrünen Blockstreifen, Poster von Blair Waldorf, Lukas Podolski und Zooey Deschanel. Das ganz eigene Kim-Universum ... Jenna schloss die Tür wieder und freute sich darauf, in ein paar Stunden mit ihrer Tochter zu sprechen.

Sie löffelte den Schaum aus ihrer Tasse, machte sich auf dem Weg ins Bad gleich einen zweiten Kaffee und dachte beim Duschen darüber nach, wie sie dem Anwalt aus Berlin klar machen konnte, dass sie zwar gern beratend zur Seite stehen, aber mitnichten als billige Sekretärin fungieren würde. Beim letzten Treffen hatte er mit anzüglichem Lächeln von ihr verlangt, ihm für später eine exotische Massage zu buchen. Bevor Jenna dem Schnösel aus Berlin eine Ohrfeige verpassen konnte, war im letzten Moment Agenturchef Rainer dazwischen gegangen.

Mit einem großen Handtuch-Turban stand sie vor dem Spiegel und wartete darauf, dass sich der feuchte Nebel verzog. Nach und nach konnte sie ihr Gesicht erkennen, vorsichtig lächelte sie sich an. Der Sommer hatte ihr gut getan. Jenna, normalerweise zwölf Monate lang die vornehme Blässe in Person, war endlich einmal leicht gebräunt, und das glatte dunkle Haar hing ihr schwer auf den Rücken herab. Die Sonne hatte einzelne Strähnen aufgehellert, was nach teurem Friseurbesuch aussah. Die Spuren der letzten Nacht ließen sich mit etwas Concealer und Wimperntusche kaschieren. Schwarzes Top, weiße Marlene-Hose, Ballerinas – fertig. Die Haare würden draußen von allein trocknen.

Zwei Stunden später war ihr jegliche Gelassenheit abhandengekommen, und Rainer konnte sie nur mit Mühe davon abhalten, dem Anwalt, der zu allem Überfluss auch noch August

Cornelius hieß, die Wasserflasche über den Laptop und seine vermaledeiten Änderungsvorschläge zu kippen. Bevor die Situation eskalierte, zog Rainer Jenna an der Hand hinter sich aus dem Büro und zwang sie, sich auf ihre Couch zu setzen.

Er baute sich vor ihr auf und sah ihr ins Gesicht. »Jenna, wir brauchen diesen Auftrag«, flüsterte er beschwörend. »Komm, wir müssen nur noch zwei Seiten durchgehen, dann ist der Vertrag fix, und du musst dich nie wieder mit ihm herumschlagen. Ausführen tut es dann der nette Kollege, den wir vor einem halben Jahr hier in München getroffen haben, okay? Jetzt lass dich nicht so provozieren, der merkt doch gar nicht, von welchem Stern er eigentlich ist.«

Jenna presste die Lippen zusammen. Dann nickte sie zögernd.

»Danke! Und jetzt komm wieder an den runden Tisch zurück.«

Der Tag hätte für alle Beteiligten in Wohlgefallen geendet, wenn nicht Herr Cornelius irgendwann am Nachmittag »Noch einen Kaffee und ein Stück Kuchen, Fräulein Jenna!« gesagt und das J in Jenna wie Johanna ausgesprochen hätte. Jenna musterte den Anwalt entnervt und suchte nach einer passenden Entgegnung. Sie lehnte sich in ihrem Bürosessel zurück, steckte die Hände in die Taschen ihrer weiten Hose und umfasste eher zufällig ihren Stein. Er war warm, fast heiß.

Einen Lidschlag später ging der Papierstapel neben Herrn Cornelius in Flammen auf. Eine kleine Stichflamme schoss vom Tisch hoch bis an die Decke, und Sekunden später waren die Papiere nur noch Asche. Die Anmerkungen in Rot inklusive. Der Anwalt schrie auf vor Schreck, und Rainer nahm das Erste, was ihm in die Finger kam, um die Flammen zu

ersticken: Herrn Cornelius' Boss-Sakko, das über einer Stuhl-  
lehne hing.

Jenna saß wie erstarrt. Sie sah mit aufgerissenen Augen auf die Flammen, schmeckte den Rauch auf ihrer Zunge, und ihr wurde schlecht. Mit einem unartikulierten Laut stürzte sie aus dem Büro, schaffte es gerade noch zur Toilette und übergab sich. Keuchend und würgend hing sie über der Schüssel und gab die Reste des Mittagessens wieder von sich.

Als sie wieder klar denken konnte, erhob sie sich, klatschte sich ein paar Handvoll Wasser ins Gesicht und starrte in den Spiegel. Sie sah blass aus, das Make-up verschmiert. Zwei Gläser standen auf der Ablage, und sie füllte eines mit Wasser, setzte sich auf den Klodeckel und trank in kleinen Schlucken, um den scheußlichen Geschmack im Mund wieder loszuwerden.

Der Rauch ...

Der Rauch hatte etwas in ihr wachgerufen – etwas aufge-  
weckt –, er ließ die Angst in ihrem Magen hochsteigen. Sie zog ein Taschentuch aus der Hosentasche, und etwas kullerte über den Boden, blieb neben ihrem linken Schuh liegen.

Der Stein. Ihr Stein. Er barg Erinnerungen an eine Episode in Jennas Leben, von der sie nicht wusste, ob sie sie nicht am liebsten für alle Zeit vergessen wollte. Der Stein war zu ihr gelangt, als ihr Leben buchstäblich auf dem Kopf stand, als ihr Mann Alex diese Welt verlassen und ihr und Kim damit das Leben gerettet hatte. Er erinnerte sie an Feuer und Tod, an Verlust und Schmerz. Doch gleichzeitig war er ein Teil von ihr geworden, er mahnte sie hin und wieder freundlich, dass Vergessen keine Lösung war und Bestimmung etwas, was man sich nicht aussuchen konnte. Dass sie das war, was sie war.

Jenna ging in die Hocke, hob ihn auf und drehte ihn nachdenklich in der Hand. Der Amethyst leuchtete für einen Moment lila auf. Jenna blinzelte. Nein, sie hatte sich das nicht eingebildet. Und nun wusste sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Es war wieder da ...

Die Kraft der Magie war wieder zu ihr zurückgekehrt.

Als sie das Konferenzzimmer betrat, hatte Rainer den kleinen Brand bereits gelöscht, ohne dass der Rauchmelder Alarm geschlagen hatte, und dem Anwalt angeboten, das ruinierte Sakko zu ersetzen. Der nickte huldvoll und erklärte angelegentlich, es gebe ohnehin keine offenen Fragen mehr. »Mein Flieger geht in zwei Stunden«, verkündete er, stand auf und nahm seine Aktentasche. »Wir haben ja so weit alles geklärt. Ich danke Ihnen beiden.« Damit wandte er sich an Jenna. »Nichts für ungut, meine Liebe. Auf Wiedersehen.«

Sie schüttelte ihm kühl die Hand. Ihre Gedanken fuhren Achterbahn. Sobald Cornelius das Büro verlassen hatte – nicht ohne zu überprüfen, ob er das Ergebnis der Verhandlungen zumindest noch in digitaler Form besaß –, raffte Jenna ihre Unterlagen zusammen, rief Rainer ein »Bis nächste Woche!« zu und verließ im Eilschritt die Agentur. Mit zitternden Knien rannte sie die Treppe hinunter, schob sich ihre überdimensionale Sonnenbrille auf die Nase und lief, ohne nach rechts oder links zu schauen, zur Haltestelle Fraunhoferstraße. Diesmal stieg warme, stickige Luft durch die U-Bahn-Schächte nach oben, schnürte ihr die Kehle zu. Geradezu dankbar genoss sie die dunkle Kühle, die sie unter der Erde empfing.

Sie ließ sich auf einen freien Platz fallen, stöpselte die Kopf-

hörer in die Ohren und blendete mit Hilfe von Snow Patrol die Gesprächsfetzen der anderen Fahrgäste aus. Blicklos und starr sah sie die Tunnelwände vorbeirasen und fühlte sich schwindlig. Plötzlich ruckelte es, und einige Fahrgäste griffen reflexartig nach den Haltestangen, dann bremste die U-Bahn mit lautem Quietschen und hielt wenig später mitten im Tunnel an.

»Entschuldigen Sie den unplanmäßigen Halt, werte Fahrgäste. Gleich gehts weiter«, verkündete der Fahrer in astreinem Münchnerisch über die quäkenden Lautsprecher. Der Fahrgast gegenüber von Jenna verdrehte frustriert die Augen und sah auf die Uhr. Jenna selbst kümmerte es nicht. Sie lehnte den Kopf gegen die Scheibe und lauschte der Musik. Ihre Finger schlossen sich um den Stein.

Es war wieder da ...

Mit einem leisen Knistern fiel das Licht in der U-Bahn aus, und sofort machte sich Unmut unter den Fahrgästen breit.

»Das gibts doch nicht«, stöhnte einer. »Ich muss unbedingt meine S-Bahn erwischen.«

Das bleiche Leuchten der Smartphones warf einen geisterhaften Schein auf die Gesichter. Der Fahrer gab erneut etwas bekannt, doch dies ging in einem statischen Rauschen unter.

Jenna zog die Kopfhörer aus den Ohren und schaute sich irritiert um. Manche der Mitreisenden schimpften, doch die meisten Fahrgäste nahmen die Verzögerung kommentarlos hin und blickten erwartungsvoll nach oben, wo in solchen Fällen die Notbeleuchtung ansprang.

Doch es blieb dunkel.

Der kleine Amethyst in ihrer Hand wurde mit einem Mal glühend heiß, Jenna keuchte vor Überraschung und Schmerz auf und blies vorsichtig auf ihre Finger.

Und dann sah sie sie.

Im Tunnel, an den Fensterscheiben, vor den Türen, ja, auch im Waggon, zwischen den Fahrgästen: Wie blasse Schilfgräser aus dem morgendlichen Frühnebel tauchten sie auf, Menschen gleichend und doch auch nicht. Eine graue Woge aus Gestalten mit gleichgültigen, leeren Gesichtern, und es wurden immer mehr. Der Duft von Gewürznelken begleitete sie, klebrig, bitter und süß zugleich, und Jenna schlug sich die Hand vor den Mund, atmete ganz flach, um dem Geruch zu entkommen.

Niemand außer ihr sah die Schatten. Niemand hier außer ihr wusste, wer sie waren.

Was sie waren ...

Gefangene in einer Welt zwischen den Lebenden und den Toten. Versunken in der Vergessenheit, nur mehr Schatten derjenigen, die sie einmal gewesen waren. Denn jeder vergaß sein früheres Selbst irgendwann, wurde Teil des Nebels im Zwischenreich. Nicht jeder, der starb, fand sich dort wieder. Dennoch wurden es mehr, immer mehr. Nur wenige von ihnen erhielten die Chance, zurückzukehren in die echte Welt, ein zweites Leben zu beginnen. Denn das Tor zwischen den Welten war versiegelt, seit tausend Jahren schon.

Doch da gab es eine, die die Schatten sehen, das Tor öffnen konnte.

Man nannte sie die Hüterin.

Jenna schluckte Angst und Übelkeit entschlossen hinunter. Sie klammerte sich an ihren Stein wie an einen Rettungsring, spürte die Hitze nicht mehr, die von ihm ausging, und zwang sich, in die Gesichter der Gestalten zu sehen, nicht zurückzweichen, nicht die Augen zu schließen, nicht die Panik über-

handnehmen zu lassen. Sie nickte ganz leicht mit dem Kopf und gab ihnen zu verstehen, dass sie sie wahrnahm, sie erkannte.

Jenna Winters, die Hüterin des Tores, erhält eine neue Aufgabe ...

Kaum hatte sie den Gedanken zu Ende gedacht, wichen die Schatten zurück wie von einer unsichtbaren Schnur gezogen. Sie verschwanden im U-Bahn-Tunnel, wurden wieder eins mit der Dunkelheit. Das Neonlicht über ihr flammte summend wieder auf, vereinzelt Pfiffe waren zu hören. Jenna blinzelte, wandte forschend den Kopf, blickte ihren Mitreisenden ins Gesicht. Nein, niemand hatte etwas bemerkt. Die U-Bahn fuhr mit einem Ruck an und erreichte Sekunden später die hell erleuchtete Station an der Westendstraße. Jenna sprang auf und streckte ihren Kopf aus der Tür, schnupperte misstrauisch. Der widerliche Geruch, den sie mit den Schatten assoziierte, hatte sich aufgelöst.

An der nächsten Haltestelle rannte sie an den anderen Fahrgästen vorbei die Rolltreppe hinauf zur Straße, joggte weiter und schloss außer Atem die Haustür auf. Ein leichtes Kribbeln durchfuhr sie, als sie über die Schwelle trat, doch ihr Adrenalinpegel war noch so hoch, dass sie es nicht mehr bewusst wahrnahm. Immer drei Stufen auf einmal nehmend, rannte sie in den dritten Stock, warf mit Schwung die Wohnungstür hinter sich zu und ihre Handtasche auf den Stuhl im Flur, schenkte sich mit zitternden Händen ein Glas Wein ein und ließ sich aufs Sofa sinken.

Am anderen Ende der Stadt verzog jemand den Mund zu einem zufriedenen Lächeln.

Teil eins des Plans kam in Gang.

Langsam ließ das Zittern nach, ihr Atem beruhigte sich und sie ließ den Stein, den sie seit dem Vorfall in der U-Bahn umklammert hielt, vorsichtig auf den kleinen Tisch gleiten, auf dem sich bereits DVD-Hüllen, zwei Chips-Tüten und mehrere Taschenbücher den Platz teilten. Das Licht in dem Amethyst war erloschen, und er fühlte sich kühl an auf ihrer Handfläche. Jenna zog die Knie an, schlang die Arme darum und legte das Kinn auf die Ellbogen. Als die Nacht hereinbrach, saß sie immer noch unbeweglich da. Sie schreckte erst auf, als jemand an die Wohnungstür hämmerte.

»Jenna, Jenna, bist du da? Gehts dir gut?«

»Wer ist da?«, fragte sie und verwünschte sich in diesem Moment für ihre atemlose Kleinmädchenstimme.

»Ich bins, lass mich rein, Jenna!«

Jenna öffnete die Tür und trat überrascht einen Schritt zurück, als der Besucher sie an den Schultern fasste, sorgenvoll anblickte und ohne weitere Umstände zu einem Vortrag ansetzte: »Was ist los mit dir? Du bist nicht in der Agentur, gehst nicht an dein Handy und um dich herum funkelt eine Wolke voll Magie, mit der man einen Heißluftballon einmal um die Welt schicken könnte.«

»Woher ...«

Er ließ sich nicht unterbrechen: »Das bemerkt doch ein Blinder. Und überhaupt, ma chère Jenna, jemand hat dein Haus markiert. Ich hoffe doch, du hast das Zeichen unten an der Tür bemerkt. Warum sitzt du so herum? Hast du schon etwas gegessen? Soll ich dir was kochen? Und hab isch dir erzählt, dass isch nach Paris fahre?«

In der Aufregung wurde sein französischer Akzent deutlicher.

»Und gib mir auch was von dem Rotwein.« Er ließ Jenna

los, damit er sich ein Glas aus dem Schrank angeln konnte, und schenkte sich ein. »Mon dieu, was ist das denn?«, keuchte er nach dem ersten Schluck.

»Rheinessen«, gab Jenna lakonisch zurück. »Kann ich jetzt auch mal was sagen?«

Der Besucher nahm mit zusammengekniffenen Augen einen weiteren vorsichtigen Schluck und lehnte sich an die Wand. »Isch bin gans Ohr.«

Gegen ihren Willen musste Jenna grinsen. Antoine Lagardère war einer ihrer wenigen Freunde und Franzose durch und durch. Er kochte kompromisslos und mit Hingabe. Kaum jemand außer ihnen beiden wusste, dass er im Jahre 1626 in seiner Funktion als Hofsekretär von Marie de Bourbon gestorben war und Jenna ihn vor einem halben Jahr aus der Schattenwelt befreit hatte. Lagardère war Anfang zwanzig, besaß einen Schopf voll dunkler Locken, und Jennas Tochter hatte angesichts seiner blauen Augen Herzrasen bekommen. Er beherrschte Englisch und Französisch, und sein Deutsch hatte in den vergangenen Monaten enorme Fortschritte gemacht.

»Wir kochen uns etwas, und ich erzähle dir, was heute passiert ist, in Ordnung?«, bot Jenna jetzt an, nahm Lagardère das Glas aus der Hand und ging voran in die Küche.

Der junge Franzose nickte, marschierte hinterher und erklärte: »Ich werde Gnocchi zubereiten. Aus echtem Teig, mit einer echten Tomatensauce. Was in diesen ominösen Tüten aus dem Supermarkt enthalten ist, kann kein vernünftiger Mensch zu sich nehmen. Und du darfst den Tisch decken und erzählen.« Entschlossen krepelte er die Ärmel hoch und enthüllte dabei eine frische Wunde am Unterarm.

»Das sieht aber nicht so gut aus«, bemerkte Jenna. »Hat dich einer deiner Schüler beim Fechten erwischt?«

Lagardère würdigte den Kratzer kaum eines Blickes. »S'il te plaît, ma chère, was für eine Unterstellung! Beim Fechten passiert mir so etwas nicht.« Er schnitt Tomaten und Zwiebeln klein und suchte im Kühlschrank nach Butter. »Nein, das ist die blöde Katze, die sich in meinem Antiquariat herumtreibt. Ich weiß, sie fühlt sich da zu Hause, aber hin und wieder muss ich selbst entscheiden können, an welches Regal ich gehe. Und auf die Messe nach Paris nehme ich sie nicht mit. Da kann sie wieder Herrin in ihrem Bücherreich sein. Ohne mich.«

Jenna sah ihm zu, und allein seine Anwesenheit trug dazu bei, dass sie sich wieder sicherer fühlte. Sie schaffte es, ihm ohne zu würgen von dem Vorfall in der U-Bahn zu erzählen, und als sie ihm von Cornelius' entsetztem Gesichtsausdruck berichtete, musste sie sogar kichern.

»Und dann«, fuhr sie fort und platzierte zwei Gedecke und Gläser auf dem Küchentisch, »fängt mein Stein an zu leuchten. Weißt du, was das heißt, Antoine?«

Dieser probierte von seiner Sauce, gab noch etwas Knoblauch dazu und wiegte den Kopf. »Die Hüterin ist wieder da, nehme ich an. Ich habe dir immer gesagt, dass du nicht den Sand in den Kopf ... non, wie sagt man? Den Kopf in den Sand stecken darfst. Du bist die Hüterin. An dieser Tatsache kannst du nicht rütteln.«

Jenna nickte. »Ganz genau. Aber die Magie war weg, das habe ich dir ja schon die letzten Monate immer wieder gesagt. Aus irgendeinem Grund ist sie wieder zu mir zurückgekommen. Und jetzt habe ich folgendes Problem: Soll ich ihr die Tür aufmachen oder schreiend davonlaufen?«

»Diese Wahl hast du nicht, ma chère. Die Tür hast du schon vor einem halben Jahr geöffnet, als du erkannt hast,

wer du bist. Die Magie kehrt zu dir zurück, wenn du bereit bist. Nachdem du vor einigen Monaten den Jäger verbannt hast und er nicht mehr hinter dir her ist, kannst du jetzt endlich herausfinden, was deine eigentliche Bestimmung ist.« Vorsichtig schob Lagardère die frischen Teigklößchen ins siedende Wasser.

Jenna, die gerade die Tomatensauce kostete, starrte ihn an und verschluckte sich fast. Sie hatte sich zwar mittlerweile daran gewöhnt, dass Lagardère Dinge sagte, die sie früher mit einem Lachen abgetan hätte. Aber dass er die Magie, die so explosionsartig in ihr Leben getreten war, einfach so akzeptierte und Begriffe wie Bestimmung und Jäger ganz natürlich zu seinem Wortschatz gehörten, ließ sie immer wieder zusammensucken.

»Ich bin nur dank deiner Magie wieder hier«, erklärte er jetzt, als könnte er ihre Gedanken lesen. Und manchmal konnte er das sogar. Lagardère hatte ein untrügliches Gespür dafür, wenn ihn jemand belog. Vorsichtig fischte er die Gnocchi aus dem Wasser und goss die Tomatensauce darüber. Dann trug er die Teller an den Tisch, setzte sich zu ihr und sie begannen zu essen.

Jenna war vor ihm fertig und sah nachdenklich zu, wie der Franzose sich eine zweite Portion auflud und mit reichlich Parmesan bestreute. »Ich bin heute noch nicht zum Essen gekommen«, sagte er entschuldigend und zuckte mit den Schultern. »Aber«, er spießte mit der Gabel ein Teigklößchen auf und hielt sie Jenna wie einen erhobenen Zeigefinger unter die Nase, »es ist zwar schön, dass deine Magie wieder da ist. Trotzdem gibt es ein Problem. Das Zeichen an deiner Haustür. Jemand weiß, wer du bist, Jenna.«

»Ich habe nichts bemerkt«, gab Jenna verblüfft zurück.

»Du warst abgelenkt«, stellte Lagardère fest. »Kein Wunder, wenn man gerade eine Armee von Schatten gesehen hat.« Er nahm einen letzten Schluck Wein, stand auf und zog Jenna an der Hand hinter sich aus der Küche. Sie konnte gerade noch nach ihrem Schlüssel greifen. »Komm mit, ich zeige es dir.«

Gleich darauf standen sie nebeneinander vor der roten Haustür.

Jenna zögerte. »Ich sehe es nicht.«

»Aber du kannst es spüren«, drängte Lagardère.

Vorsichtig legte Jenna ihre Hand auf das Holz. Das Zeichen leuchtete neben ihrer Hand auf. Es war mit weißer Kreide geschrieben und sah aus wie ein weichgezeichnetes Doppelkreuz in Wellenform. Sie zuckte zurück, als hätte sie sich verbrannt.

»Was passiert, wenn ich es berühre?« Unwillkürlich flüsterte sie.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Lagardère zurück. »Aber das hat hier jemand absichtlich angebracht.«

»Du meinst, es ist wie eine Wanze? Oder ein Sender? Jemand will wissen, wann ich zu Hause bin? Das ist ja gruselig!«

Der Franzose kniff die Augen zusammen. »Nein ... ich glaube eher, jemand möchte wissen, ob hier Magie herrscht. Niemand außer dir wird dieses Zeichen bemerken oder gar zum Leuchten bringen. Ich habe es schließlich nur entdeckt, weil ich durch deine Magie mit dir verbunden bin.«

»Hm«, machte Jenna und sah sich unauffällig um, konnte aber niemanden entdecken. Keiner drückte sich rasch ins Dunkel der Hauseingänge, die meisten Fenster der umliegenden Häuser waren dunkel, nur vereinzelt sah man Licht oder

den flackernden Widerschein eines Fernsehers. Jenna griff nach ihrem Stein und betrachtete das Zeichen eingehend. Wer hat dich auf meine Tür gemalt? Was will er von mir?, dachte sie. Ganz allmählich wurde das weiße Schimmern weniger und weniger, bis es endgültig erlosch.

»Das ist aber keine Antwort«, murmelte Jenna verärgert, dann wandte sie sich an den Franzosen. »Wir werden es heute Abend kaum herausfinden.« Sie seufzte. »Ja, ich weiß schon, was du sagen willst. Die Magie kehrt zu mir zurück, und ich muss sie beherrschen. Kontrolle ist alles, nicht wahr?«

Lagardère nickte. »Es geht aber nicht nur um Kontrolle, Jenna. Magie hält eine Balance. In uns, in der Natur ... Und du, als Hüterin, bist für ein ganz besonderes Gleichgewicht verantwortlich. Redest du mit Kim darüber?«, fragte er, als sie wieder oben in Jennas Wohnung waren.

»Ich wollte in wenigen Minuten mit ihr sprechen. Möchtest du dabei sein? Wir haben uns Skype eingerichtet.«

Lagardère zog verwirrt die Brauen hoch. »Skype? Das klingt ungesund.«

Jenna lächelte. »Es wird dir gefallen. Wir gehen ins Arbeitszimmer an meinen Rechner.«

Lagardère hielt sie am Arm zurück. »Sag ihr nicht zu viel. Das hier ist nicht ihr Problem. Den Jäger habt ihr gemeinsam verbannt, aber wenn du jetzt gerufen wirst, musst du allein die Aufgabe fortführen.«

»Ja, schon ... wenn ich wüsste, worin sie besteht.« Während sie den Rechner startete, zählte Jenna an den Fingern ab: »Ich kann Dinge durch die Gegend schweben lassen, Feuerstürme entfachen, magische Zeichen sichtbar machen ...«

»Und das Tor zur Schattenwelt öffnen. Vergiss nicht das Wichtigste«, unterbrach sie der Franzose.

Jenna gab ihr Passwort ein und sah nachdenklich drein. »Keine Sorge, das vergesse ich nicht. Wie könnte ich, wenn mir die Schatten schon in der U-Bahn zuwinken? Aber wir stochern, verzeih das Wortspiel, im Nebel.«

»Hallo Maus.« Jenna winkte in die Kamera.

»Mam.« Kim sah müde aus. Sie gähnte ungeniert, doch als sie Lagardère hinter Jenna entdeckte, hielt sie sich anstandshalber die Hand vor den Mund. »Ich bin todmüde. Und ich verstehe die Leute nicht. Das Englisch hier ist wirklich gewöhnungsbedürftig. Hallo Antoine, wie gehts?«

»Uns gehts gut«, antwortete Jenna. Sie erzählte von Cornelius und dem Abend in der Strandbar mit Lena, richtete Kim von ein paar Freundinnen, denen sie in den letzten Wochen über den Weg gelaufen war, Grüße aus. Dann kam sie zum Punkt: »Noch was, meine Süße – was macht dein Stein?« Um zu verdeutlichen, was sie meinte, zog Jenna ihren Amethyst aus der Hosentasche und hielt ihn hoch. Er pulsierte leicht, und Kim riss bei diesem Anblick die Augen auf. »Wow, du kannst es wieder? Mein Stein tut überhaupt nichts. Als wäre die Batterie leer.«

»Kein Grund, sich Sorgen zu machen. Aber sei so gut und pass auf, ja? Wenn dir etwas merkwürdig vorkommt, ruf mich an.«

»Merkwürdiger als das Englisch auf Islay?«, gab Kim zurück, die zurzeit in einem Hotel auf der kleinen Hebrideninsel arbeitete.

»Bisher war es immer Angst, was meine Kraft ausgelöst hat«, bemerkte Jenna. »Ich habe eigentlich gehofft, in der nächsten Zeit keinen Grund für Angst zu haben.« Sie blies Kim einen Kuss zu. »Pass einfach auf dich auf, bitte. Und jätzt

lass ich euch beide noch ein bisschen plaudern. Ihr habt euch sicher was zu erzählen. Antoine hat mir gerade gebeichtet, dass er nach Paris fährt. Gute Nacht.«

Damit klopfte sie dem Franzosen leicht auf die Schulter und lächelte, als sie im Fortgehen sein raues »Hallo, Kim« hörte. Die beiden waren gute Freunde, aber Jenna hatte längst bemerkt, dass zwischen ihnen mehr als Freundschaft im Spiel war. Vielleicht ist es derzeit gar nicht so schlecht, dass Kim auf einer Insel sitzt und Antoine sich bemüht, hier sein Leben in den Griff zu bekommen, dachte sie.

Einer von Jennas besten Freunden hatte vor Kurzem seinen Wohnsitz nach England verlegt und für sein Antiquariat einen Nachfolger gesucht. Lagardère war dies wie ein Geschenk des Himmels vorgekommen und er hatte sich ohne Weiteres in dieser Welt der Bücher eingerichtet. Seitdem las er sich nächtelang durch die literarischen Jahrhunderte, saugte alles auf wie ein Schwamm und kam manchmal aus dem Staunen darüber, wie sich die Welt inzwischen verändert hatte, nicht mehr heraus. Er müsse keine neuen Bücher akquirieren, hatte der Vorbesitzer verkündet, der Lagardères – nun ja, Herkunft kannte, sondern sich nur um den vorhandenen Bestand kümmern und gelegentlich eines der Bücher verkaufen. Das war für den ehemaligen Sekretär des Hofes tatsächlich keine unlösbare Aufgabe, zumal ihn Kim unbekümmert mit dem technischen Schnickschnack des 21. Jahrhunderts konfrontierte. Sie hatte ihn zudem in ihr Fitnessstudio geschleift, wo sich der Franzose angesichts der trainierenden Frauen erst vor unterdrücktem Gelächter den Bauch hielt und dann rot vor Verlegenheit wurde, als Kim ihm vorschlug, Fechtunterricht zu geben.

»Den Frauen?«, hatte er ungläubig nachgefragt.

»Klar«, hatte sie gesagt. »Und ich bin deine erste Schülerin, wenn du willst. Bis ich nach Schottland gehe.«

Jenna hatte bei der Vorstellung herzlich gelacht, aber im Grunde war es die perfekte Lösung für den Franzosen und etwas, was sein altes Leben mit seinem jetzigen verband. Auf diese Weise war nicht alles ganz neu. Er war immer ein Mann von Degen und Feder gewesen. Das ließ sich mit etwas Improvisationstalent durchaus auf die Neuzeit übertragen.

Jenna schenkte sich den Rest Wein ein, griff nach ihrem Zeichenblock und ließ sich in der Küche auf die Bank sinken. Als sie das Kreidesymbol gesehen hatte, waren vor ihrem inneren Auge Bilder aufgeblitzt. Beschreiben konnte sie sie nicht, aber vielleicht zeichnen?

Leises Gemurmel war von nebenan zu hören, dann helles Lachen.

In der Gewissheit, ihre Tochter gewarnt zu haben und mit der vorsichtigen Freude darüber, dass ihre Magie wieder zu ihr zurückgefunden hatte, ging Jenna eine Stunde später ins Bett. Lagardère war bereits gegangen. Er hatte es sogar geschafft, von außen abzuschließen, mit einem Schlüssel, der innen steckte. »Reine Konzentrationssache«, tat er das Kunststück ab wie immer. Weder Kim noch Jenna waren je dahintergekommen, wie er das machte. Jenna musste lächeln, bevor sie ins Reich der Träume hinüberdämmerte. Zuvor hatte sie noch das Zeichen aus dem Gedächtnis nachgezeichnet, aber es schwang nichts mehr in ihr an.

Die Bilder blieben verborgen.

Auch die Gestalt, die durch die Friedenheimer Straße huschte, als Lagardère schon lange auf dem Heimweg war, hielt sich verborgen. Sie eilte von Deckung zu Deckung, ließ Jennas

Haus nicht aus den Augen. Als sie einmal fast gestolpert wäre und sich an ein paar Zweigen einer Buchsbaumhecke festhielt, wurden die Pflanzenteile schwarz und fielen mit einem leisen Rascheln zu Boden.

Das Leben darin war in Sekundenschnelle erloschen.

### **London, 29. Oktober 1930**

Die Dame, die am nordöstlichen Ende des Hyde Parks, nicht weit von Speaker's Corner entfernt, auf einer der grün gestrichenen Bänke saß, schloss für einen Moment die Augen. Eine dünne Hundeleine lag zusammengerollt neben ihr, und der kleine Terrier, der sich immer wieder einen kleinen Leckerbissen abgeholt und dann wieder die Tauben geärgert hatte, stupste sie mehrfach an, bevor er beschloss, sich anderweitig zu beschäftigen. Er hopste um die Bank herum und versuchte, die Aufmerksamkeit einer Pudeldame zu erhaschen, die majestätisch neben einem gut gekleideten Paar stolzierte.

Ein paar Jungen trieben einen Reifen mit Stöckchen vor sich her, und die alte Dame lächelte versonnen. Sie war mit ihren Gedanken weit weg, in Afrika. Jetzt, da in London die Blätter fielen und die Herbstkühle über die Felder strich, wünschte sie sich einmal mehr in die sengende Hitze des schwarzen Kontinents zurück. Das Singen der Zikaden in der Nacht, das Brüllen der Löwen in der Ferne, der heiße Wind, der das Atmen zur Qual machte, und der Sternenhimmel, der sich wie ein glitzernder Diamantteppich auf schwarzem Samt über ihr wölbte ... Sie vermisste Afrika mit einer Heftigkeit, dass sie nur der Gedanke an ihre Aufgabe hier, die noch nicht erledigt war, davon abhielt, das nächste Schiff zu besteigen

und England für immer hinter sich zu lassen. Gott allein wusste, ob sie Afrika in ihrem Leben noch einmal sehen würde. Ihre Gedanken wanderten zurück, in rascher Folge zogen Gesichter und Orte an ihrem inneren Auge vorbei, und die Sehnsucht presste ihr die Kehle zusammen.

Erst als sie eine Stimme hörte: »Madam, geht es Ihnen nicht gut?«, bemerkte sie, dass sie die Hände um die Holzbretter der Bank gekrampft hatte und am ganzen Körper zitterte.

Die Dame schlug die Augen auf. Vor ihr stand ein großer, breitschultriger Mann und sah besorgt auf sie herunter. Sie schluckte leer und kehrte in die Gegenwart zurück. Langsam löste sie ihre Finger und legte die Hände flach in den Schoß. »Es geht mir gut«, wehrte sie ab und sah sich nach ihrem Hündchen um.

»Suchen Sie den kleinen Räuber hier?«, fragte der Mann und wies auf den Terrier, der mit eindeutig schuldweissem Gesichtsausdruck hinter der Bank saß und hechelte. »Er hat versucht, mir einen Stiefel abzujagen. Aber ich habe mich gut geschlagen.« Er klang amüsiert. »Darf ich?«, fuhr er fort, und als die Dame nickte, setzte er sich neben sie und streckte die langen Beine aus. Er war gut, aber nicht teuer gekleidet, trug einen Dreiteiler und einen grauen Hut, und die alte Dame kam sich in ihrer Strickjacke, die schon mehrere Winter überstanden hatte, fast schäbig vor. »Reginald Weyland, Madam, zu Ihren Diensten«, stellte er sich jetzt vor und tippte an die Hutkrempe.

»Sehr erfreut.«

Weyland beugte sich vor und sah seine Banknachbarin forschend an. Sie trug ihr langes Haar zu einem Knoten aufgesteckt. Es war braun, mit silbernen Strähnen durchzogen.

Ihr Gesicht war leicht gebräunt, und ihre Augen, von einem Fältchenkranz umringt, besaßen einen Blick, wie man ihn gelegentlich bei Menschen sah, die gewohnt waren, in die Ferne zu blicken. Sie trug dunkle Lederhandschuhe und – er sah zweimal hin – eine lange, weite Hose, darunter bequeme Schnürstiefel.

Bewusst blickte er hinüber zu Speaker's Corner, wo momentan niemand eine Rede hielt, und fragte leise: »Sie sind Mary Kingsley, nicht wahr?«

Ein Zucken im Mundwinkel war die einzige Regung, die sie sich gestattete. »Mary Kingsley ist tot.«

»Ja, so sagt man«, gab Weyland ungerührt zurück. »Aber wer weiß das schon so genau? Ich habe nie an ihren Tod geglaubt. Typhus, nicht wahr? In Südafrika ... Sie war eine der bekanntesten Afrika-Forscherinnen unserer Zeit, beauftragt von der britischen Museumsbehörde. Togo, Gabun, Mali ... Eine Legende, ihre Erkenntnisse entpuppten sich als bahnbrechend. Ich bin sicher, dass sie noch lebt. Und ich vermute, dass sie momentan neben mir sitzt und mich auslacht.« Jetzt drehte er sich zu ihr, ließ einen Arm über die Lehne baumeln, schlug die Beine übereinander und sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Die Dame lächelte unwillkürlich. Sie war schon so lange allein, fast hatte sie vergessen, wie gut es tat, mit einem anderen Menschen zu scherzen. »Wenn Sie Mary Kingsley tatsächlich begegnen würden – was würden Sie von ihr erwarten?«

Weyland räusperte sich etwas überrascht. Er klopfte mit einer Hand einen schnellen Rhythmus auf das Holz. »Die Wahrheit.«

Statt einer Antwort begann die alte Dame zu lachen. Sie

erhob sich, immer noch lachend, mit einer Leichtigkeit, die ihre Lebensjahre Lügen strafte, stemmte die Hände in die schmalen Hüften und musterte ihn. Dann meinte sie einladend: »Gehen wir ein Stück, Mr Weyland. Die Wahrheit? Ach du meine Güte!« Sie pfiff nach ihrem Hund, der eifrig herantrottet kam, nahm ihn an die Leine und marschierte los, ohne sich darum zu kümmern, ob ihr Begleiter ihr folgte.

Einem vorbeieilenden Zeitungsjungen kaufte sie die Abendausgabe der *Times* ab und runzelte die Stirn angesichts der Schlagzeile: »Schlägt der Themse-Mörder erneut zu?« Der dreispaltige Artikel berichtete von zwei Männern, deren Leichen am Ufer der Themse gefunden worden waren. Das Pikante daran war nicht, dass die beiden Toten bekannten Londoner Familien entstammten – das gab es in London öfter –, sondern dass die Leichen kaum noch einen Tropfen Blut in sich gehabt hatten. »Haben wir denn nicht schon genug Böses gesehen?«, murmelte die alte Dame. »Wer mordet so grausam in dieser Stadt?«

»Die Frage ist nicht wer, sondern was«, sagte Weyland, der sie nach wenigen Schritten eingeholt hatte und nun spazierstockschwingend neben ihr herging. Er klang heiser. »Wir wissen doch beide, dass Scotland Yard den Themse-Mörder nur deshalb erfunden hat, weil die Herren keine Ahnung haben, wie sie die Morde erklären sollen.« Er wies auf die zahlreichen Spaziergänger, die Müßiggänger und Flaneure, die spielenden Kinder mit ihren Nannys. »Niemand ahnt etwas. Aber ich, ich weiß es. Und Sie wissen es auch. Jetzt sind es schon vier Tote. Wie viele Opfer wird der Jäger noch benötigen, damit das Band unzerreißbar ist?« Den letzten Satz stieß er flüsternd hervor.

Beim Wort Jäger ruckte der Kopf der alten Dame herum,

und sie sah Weyland prüfend ins Gesicht. Was sie dort sah, schien ihr nicht zu gefallen. »Was kümmert Sie das?«, stieß sie hervor, und ihre Stimme hatte einen fast zornigen Unterton.

»Ich habe herausgefunden, wo sich die Anhänger des Jägers versammeln. Heute Nacht. Vielleicht können wir das Schlimmste verhindern.« Er legt eine Hand auf ihren Arm, ganz leicht, ohne sie festzuhalten. »Werden Sie mir helfen, Mylady?«

Sie sah hinauf in den wolkenverhangenen Himmel. Ein Zeichen? Vielleicht war es jetzt endlich soweit. Vielleicht ... Wenn das alles vorbei war, konnte sie dann dorthin gehen, wohin ihr Herz sie zog?

Endlich nickte sie Reginald Weyland zu. »Besser, Sie erzählen mir alles von Anfang an. Und nennen Sie mich fürs Erste einfach Mary.«

Reginald Weyland hatte recht gehabt: Sie war eine der berühmtesten Forscherinnen ihrer Zeit. Mary Kingsley lächelte, als sie an die Vorträge dachte, die sie nach der Rückkehr von ihrer ersten Reise gehalten hatte. Doch die zweite Reise war die wichtigste gewesen. Offiziell von der britischen Museumsbehörde beauftragt, war sie in Gabun durch die Wildnis gezogen, mit einem geheimen Auftrag im Gepäck. Sie hatte Hinweise auf die mysteriöse Hüterin suchen sollen, und, wie es der Zufall – oder das Schicksal? – wollte, war sie tatsächlich einem Zirkel begegnet, der das Geheimnis um die Hüterin bewahrte. Es beschützte und auf ihre Wiederkehr wartete.

Mary Kingsley hatte Monate in der felsigen Einöde verbracht, und danach war ihr Leben nie wieder dasselbe gewesen.

Dass es derzeit auch einen Zirkel gab, der die Ankunft des Jägers sehnlichst erwartete, war ihr allerdings neu. Der Jäger war der schlimmste Feind der Hüterin, so hatte man es ihr

gesagt. Niemand wusste genau, wer er war und was seine eigentliche Aufgabe. Auch die Frauen damals in Gabun hatten ihr nur erklärt, dass er niemals Hand an die Hüterin legen dürfe. Das Gleichgewicht in der Natur war heilig, das magische Gleichgewicht jedoch unerlässlich. Hüterinnen wachten darüber unter Einsatz ihres Lebens.

Mary Kingsley passierte das Ausgangstor des Parks und hob die Hand. Sie winkte eine geschlossene Kutsche heran, die dort, obwohl mittlerweile die Automobile das Straßenbild Londons beherrschten, auf Kundschaft wartete. »Da drinnen können wir in Ruhe reden«, erklärte sie und lehnte Weylands Angebot ab, ihr hineinzuhelfen. Mit zwei sicheren Schritten stieg sie ein und nahm ihren Hund auf den Schoß. »Fahren Sie eine Runde um den Park, mein Lieber«, wies sie den Kutscher an. »Vielleicht auch zwei oder drei.«

Der Kutscher tippte sich an die Mütze, schwang sich auf den Kutschbock und ließ die Pferde antraben. Er hatte schon merkwürdigere Wünsche erfüllt.

Mary Kingsley musterte ihr Gegenüber unverhohlen. Er mochte um die fünfzig Jahre alt sein, und seine Fingerspitzen wiesen blauschwarze Spuren auf. Sie sah genauer hin. Tinte. Jetzt wusste sie auch, woher sie ihn kannte. Sein Name war ihr vage bekannt vorgekommen, und nun, angesichts der schwarzen Fingerspitzen, fiel es ihr wieder ein. »Fleet Street«, sagte sie halblaut.

Weyland warf ihr einen überraschten Blick zu. »Ganz recht. Ich arbeite für die *Times*«, gab er zu und zog ein Notizbuch aus der Tasche.

»Dennoch stelle ich hier die Fragen«, erklärte die alte Dame und streichelte mechanisch über das Fell des Terriers.

Er zuckte die Schultern. »Noch bin ich nicht sicher, ob wir

überhaupt eine Story haben. Aber ich weiß genug, um mich vor dem zu fürchten, was mein Bruder heraufzubeschwören versucht.«

»Ihr Bruder?« Mary Kingsleys Verblüffung war echt.

»William. Er ist fünfzehn Jahre älter als ich und seit Jahren Mitglied des Konsortiums. Wissen Sie, was das ist?«

Sie nickte. »Ich bin diesen Dienern des Jägers bisher erfolgreich aus dem Weg gegangen. Sie hatten, soweit ich weiß, in den letzten hundert Jahren eine eher ruhige Zeit. Es gab für sie nichts zu tun. Aber das heißt ja nicht, dass es sie nicht gibt, nicht wahr?«

»Nein, das heißt es nicht. Das Konsortium ist lebendiger denn je. Und nun scheint es«, hier machte Weyland eine dramatische Pause und senkte seine Stimme zu einem Flüstern, »als hätten sie die Möglichkeit gefunden, einen Jäger zu uns zu holen.«

»Aus der Schattenwelt? Das ist unmöglich. Nur die Hüterin kann das.« Mit diesem Satz gab die Forscherin einen Teil ihrer Zurückhaltung auf, und Weyland quittierte dies mit einem Aufblitzen seiner Augen.

»Aus der Schattenwelt, richtig. Aber was ist, wenn er unter uns lebt und nur noch nicht weiß, wer er ist? Wenn er bisher nicht ... wie soll man sagen ... erweckt wurde? Wenn es Ihr Nachbar ist, Miss Kingsley? Oder der Theaterdirektor? Oder der Kutscher hier, der mit uns jetzt die zweite Runde um den Park beginnt? Was ist dann?«

Mary Kingsley presste den Mund zu einem dünnen Strich zusammen und dachte darüber nach. »Dazu bräuchte man eine mächtige Dosis ... Magie«, sagte sie nach einer Weile.

»So ist es. Und was wäre, wenn ich Ihnen sage, dass das Konsortium über diese Art von Magie verfügt?«

»Das wäre in der Tat fatal.« Sie legte den Kopf schräg und sah ihn abschätzend an. »Das Konsortium ist noch geheimer als der Name des königlichen Thronfolgers vor seiner Geburt«, sagte sie dann. »Warum also wissen Sie davon?«

Weyland grinste geschmeichelt und tippte mit seinem Stift auf das Notizbuch. »Ich bin Reporter. Nichts und niemand ist vor mir sicher. Und schon gar nicht die Geheimnisse in meiner eigenen Familie.«

Nach zwei weiteren Runden um den Park waren sich die beiden handelseinig geworden. Allerdings wies ihr Plan geradezu eklatante Lücken auf – die Frage, was passieren würde, wenn man sie beide entdeckte, war nur eine davon –, und Mary Kingsley war sich nicht sicher, ob sie damit ihren Wunsch, bald nach Afrika zu reisen, nicht endgültig dem Sturm überantwortete.

Andererseits hatte sie damals, als sie die Suche nach dem Zirkel angetreten hatte, auch eine Verantwortung übernommen. Sie hatte jemandem ein Versprechen gegeben. Und auch wenn dieser Jemand schon lange tot war – sie gedachte es zu halten.

Sie hatten zwei Tage für die Vorbereitungen. Dann würde das Dunkel des Neumonds den Himmel beherrschen, und die Männer, die das Eintreffen des Jägers schon lange herbeisehnten, würden einen neuen Versuch wagen.

Diesmal könnte es ihnen tatsächlich gelingen.

Der Jäger würde dem Konsortium endlich die Macht verleihen, die es zu verdienen glaubte – und er bekäme im Gegenzug die Gelegenheit, seine tödliche Bestimmung zu erfüllen.

Dass dabei zahlreiche Menschen sterben würden, war ihnen bewusst. Doch es kümmerte sie nicht.

Am Nachmittag des 31. Oktober betrat Reginald Weyland das kleine Stadthaus im Londoner Stadtteil Kensington, das Mary Kingsley bewohnte. Das Haus ihrer Familie in Cambridge war vor vielen Jahren verkauft worden. Mary hing mit Kopf und Oberkörper in einer Seemannskiste und wühlte darin herum. »Da ist sie ja!«, sagte sie schließlich triumphierend und hob das Fundstück hoch. Ihr kleiner Terrier wuselte um sie herum, und als er sah, dass Weyland die Tür offen gelassen hatte, jagte er mit langen Sätzen nach draußen.

»Eine Armbrust?«, fragte Weyland verblüfft, als er erkannte, was sie in der Hand hielt, »was wollen Sie denn damit?«

Mary Kingsley richtete sich ächzend auf und ließ den Deckel mit einem dumpfen Knall zufallen. »Ich kann damit umgehen«, erklärte sie lakonisch. Sie hatte sich bereits umgezogen, trug Stiefel mit hohem Schaft und schwarze lange Hosen, darüber eine dunkle Jacke. Das Haar trug sie aufgesteckt am Hinterkopf, ein kleiner Hut machte den abenteuerlichen Anblick komplett. Ihr alter Rucksack mit einer Wasserflasche, etwas Proviant und etlichem Nützlichem lag bereits an der Eingangstür. Sie packte die Armbrust samt einigen Pfeilen hinein, schwang ihn sich auf den Rücken und sah den Reporter auffordernd an. »Wie lange haben wir noch?«

»Sechs Stunden.«

Sie hatten beschlossen, mit einem Taxi themseabwärts zu fahren, bis an die östlichen Ausläufer der Stadt. Dort, an der Brücke von Acton, kannte Weyland einen kleinen Gasthof, dessen Wirt für ein paar Shilling auch Pferde an seine Gäste vermietete. Das letzte Stück würden sie reiten und sich dann durch die Flussauen an die kleine Themseinsel heranpirschen. Dort sollte laut Weyland zwei Stunden vor Mitternacht das Ritual stattfinden.



Tanja Frei

**Das Wispern der Nacht**

Thriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-453-35797-6

Diana

Erscheinungstermin: Dezember 2014

Rätselhaft, dunkel und mit starken Heldinnen – Tanja Frei erfindet Geschichten, die ihre Leser nicht mehr loslassen

Lena ist die perfekte Ablenkung für Jenna, die nach dem Auszug ihrer Tochter allein lebt. Die beiden begegnen sich in einer Bar und freunden sich auf Anhieb an. Doch nach und nach beschleicht Jenna das Gefühl, dass Lena etwas vor ihr verbirgt. Zu spät erkennt sie, in welcher großen Gefahr sie schwebt. Denn die zwei Frauen verbindet ein jahrhundertealtes und mächtiges Geheimnis, das schon viele Opfer forderte. Jenna gerät mitten in ein tödliches Spiel, in dem Gut und Böse sich zum Verwechseln ähneln ...



**Der Titel im Katalog**